

Was Gott mit einer katholischen Schule zu tun haben könnte.

Thesen zur Aufgabe einer alten Institution in neuen Zeiten

RAINER BUCHER

Abstract

Die historische Aufgabe katholischer Schulen war die Prägung einer spezifischen Elite in einer spezifischen kirchlichen Konstellation und Formation – mit dieser aber ist es dahin. Daher muss katholische Schule, wie übrigens alle anderen pastoralen Handlungsorte auch, neu darüber nachdenken, was es bedeutet, „katholisch“ zu sein. Der Beitrag entwickelt aus dem Gottesbegriff Jesu Perspektiven für die notwendigen Transformationsprozesse katholischer Schulen. Ein Kriterium, ob dieser Transformationsprozess tatsächlich gelingt, könnte dabei sein, ob die Tatsache, eine Institution der katholischen Kirche zu sein, als einschränkend-lästiges Zusatzmerkmal oder als veritable Ressource erfahren wird. Hierzu werden dann auch einige konkrete Implementierungsvorschläge vorgelegt.

Die Thesen

Drei Thesen, eine historische, eine eher systematisch-theologische und eine praktisch-perspektivische möchte ich aufstellen, begründen und diskutieren:

1. Die historische Aufgabe katholischer Schulen war die Prägung einer spezifischen Elite in einer spezifischen kirchlichen Konstellation und Formation – mit dieser aber ist es dahin. Daher muss katholische Schule, wie übrigens alle anderen pastoralen Handlungsorte auch, neu darüber nachdenken, was es bedeutet, „katholisch“ zu sein.
2. Der Gottesbegriff Jesu könnte Perspektiven für die notwendigen Transformationsprozesse katholischer Schulen liefern.
3. Ein Kriterium, ob dieser Transformationsprozess tatsächlich gelingt, könnte sein, ob die Tatsache, eine Institution der katholischen Kirche zu sein, als einschränkend-lästiges Zusatzmerkmal oder als zusätzliche Ressource

erfahren wird. Hierzu dann auch einige konkrete Implementierungsvorschläge.

Die historische Aufgabe katholischer Schulen: Kaderbildung für die Kirche

Die historische Aufgabe katholischer Schulen war die Prägung einer spezifischen Elite in einer spezifischen kirchlichen Konstellation und Formation – mit dieser aber ist es dahin. Daher muss katholische Schule neu darüber nachdenken, was es bedeutet, „katholisch“ zu sein.

Die Errichtung eigener katholischer Schulen war Teil jener „konservativen Modernisierung“ der Kirche, mit der sie auf ihre Entmachtung durch die bürgerlichen Revolutionen reagierte (vgl. Gabriel 1992; Bucher 1999). Diese Strategie lief darauf hinaus, das Eigene auf reduzierter, aber durchaus modernisierter Basis zu sichern. Das Bauprinzip dieser kirchlichen Formation war der Ausschluss irritierender Pluralitätser-

fahrungen, wie sie die Moderne bekanntlich zu Haufe kennt. Die katholische Schule war ein zentraler Bestandteil dieses Systems, vor allem in der Prägung der innerkirchlichen priesterlichen Führungskräfte, aber auch in der Formung der gesellschaftlichen katholischen Laieneliten.

Ein zentrales Kennzeichen dieser Formation von Kirche war die Vorstellung eines quasi selbstverständlichen Miteinanders, ja teilweise Ineinanders von kirchlicher Sozialform, religiösem Sinnsystem und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Die sozial erlebbare Realität der Kirche einerseits, ihr Sinn- und Symbolsystem, also ihre Verkündigung andererseits sowie das, was gesellschaftlich galt und erlebt wurde, sollten sich wechselseitig stützen, plausibilisieren, tragen. Auf gesamtgesellschaftlicher Basis war dies nicht mehr möglich, auf reduzierter kirchlicher Basis wurde es umso intensiver und mit umso moderneren Mitteln versucht. Eines dieser modernen Mittel war das Schulwesen.

Katholische Schulen hatten dabei eine doppelte Funktion: Zum einen sollten sie mit dem Klerus eine kircheninterne Führungsschicht, aber auch eine Gegenelite zur dominanten evangelischen Oberschicht der deutschen Gesellschaft heranbilden. Sie sollten aber auch, etwa im Rahmen der katholischen Verbände, eine Laienelite entlassen, die ihre (stets dem Klerus untergeordnete) Aufgabe im Rahmen der *acies ordinata ecclesiae catholicae* im so genannten „kirchlichen Vorfeld“ erfüllen konnte.

Kurz: Man wollte einer kulturpessimistisch diagnostizierten „Krise der Zeit“ eine katholisch geprägte Elite gegenüberstellen. Man wollte dem katholischen Bildungs- und Einflussdefizit in der deutschen Gesellschaft entgegenwirken und damit längerfristig den Einfluss so genannter „katholischer Positionen“ in Staat und Gesellschaft stärken. Denn, so wurde etwa noch 1962 in einer Broschüre des Cusanuswerkes, bei dem ich selbst einige Jahre gearbeitet habe, gesagt und geschrieben: „Solche Menschen können die Krisensituationen unserer vielfach zerspalte-

nen und fundamentlos gewordenen Welt überwinden und meistern helfen.“

Die Frauenbildung übrigens, eines der innovativsten Projekte der katholischen Schule des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, hatte darüber hinaus noch eine dritte Funktion: Die Rolle der religiösen Erziehung war in modernen, also nicht mehr lückenlos kirchlich dominierbaren Zeiten immer wichtiger geworden, diese wie auch die drängenden sozialen Aufgaben der Zeit benötigten einigermaßen, wenn auch nicht zu sehr gebildete Frauen: Einen realen emanzipatorischen Anspruch hatte die katholische Frauenbildung des 19. Jahrhunderts nicht – mit den Effekten mag es etwas

anders sein.

Nun freilich: Das mehr oder weniger geschlossene katholische Milieu, das die Katholiken und Katholikinnen bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein weitgehend von den Pluralitätszumutungen der Moderne abgeschirmt hatte, ist in den Modernisierungsschüben der Nachkriegszeit unumkehrbar zusammengebrochen. Den kirchlichen Autoritäten steht erstmals seit Jahrhunderten weder mehr ein sozial-moralisches noch ein transzendentes Drohpotential gegenüber ihren eigenen Mitgliedern zur Verfügung.

Kirche besteht heute aus voneinander relativ unabhängigen Servicebereichen, die um kirchliche wie staatliche Ressourcen konkurrieren

Zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern hat sich denn auch im Verlauf der letzten 40 Jahre in den entwickelten Gesellschaften des Westens damit nichts weniger denn eine wahre Revolution zugetragen. Auf eine Formel gebracht: Die Kirchen des Westens stehen seit einiger Zeit unter dem *Zustimmungsvorbehalt ihrer eigenen Mitglieder*. Das ist für sie eine ziemlich neue Erfahrung. Auch der Katholik und die Katholikin haben heute die Möglichkeit, sich ihre eigenen Muster der Lebensführung, der Weltbetrachtung und der religiösen Weltwahrnehmung selbst zusammenzustellen – und das, jenseits der Hauptamtlichen, mehr oder weniger sanktionsfrei.

Die Auflösung des geschlossenen katholischen Milieus ist dabei die notwendige Folgeerscheinung einer ungemein mobilen, hoch markt-

integrativen Medien- und Informationsgesellschaft, die den Einzelnen ermöglicht – aber diese übrigens auch zwingt –, ein eigenes Lebensprojekt zu entwickeln und zu verantworten. Ein geschlossenes „sozial-moralisches Milieu“ lässt sich in solch einer Entwicklungsstufe moderner Gesellschaften schlicht nicht mehr reinszenieren (vgl. Bucher 2003).

Nun stellen sich aber bei diesem Übergang vom sozial-moralischen Milieu zum Markt als Rahmenbedingung von Kirchenbildung, und genau darum handelt es sich bei der gegenwärtigen Neuformatierung von Kirche, wie immer bei solchen Übergängen, ganz eigenartige Phänomene ein. Eines davon ist die Zerlegung der Kirche in einzelne, relativ unabhängige „Service-Center“, die sich einerseits auf ihrem spezifischen Branchenmarkt behaupten müssen und andererseits, teilweise untereinander, um kirchliche wie staatliche Ressourcen zuweilen konkurrieren. De facto ko-existieren gegenwärtig etwa in Deutschland eine durchaus nachgefragte Ritenkirche, eine stark krisengeschüttelte (klein-) gemeindliche Insiderkirche, eine von ihr wegprofessionalisierte, überaus handlungsmächtige und personalstarke „Sozialkirche“ und ein von all dem ziemlich weit entferntes kirchliches Bildungssystem weitgehend ungestört und unverbunden nebeneinander her.

Bis auf die Gemeindekirche sind alle anderen kirchlichen Handlungssektoren übrigens in ihren gesellschaftlichen Teilmärkten relativ, manche sogar ausgesprochen erfolgreich und angesehen, so etwa die katholischen Schulen oder der Religionsunterricht (vgl. A. Bucher 1996; 2000). Prekär geworden ist, soweit ich sehe, nicht ihre Existenz und auch nicht, soweit absehbar, ihre Zukunft. Prekär geworden ist vielmehr die Frage: Was haben sie noch mit der Kirche zu tun, außer dem Namen, einigen Klauseln in den Arbeitsverträgen und dem Kreuz im Klassenzimmer und Direktionsbüro?

Nach dem Zusammenbruch des katholischen Milieus wurde aus einem vor allem durch soziale Zugehörigkeit – und darin natürlich inhaltlich – festgelegten Spezifikum „katholisch“ eine *materiale* Kategorie, eine *differentia speci-*

fica, die gerade nicht von vorneherein feststeht und deren Praxisrelevanz es tagtäglich zu erweitern gilt. Im alten katholischen Milieu war geklärt, was „katholisch“ heißt: durch soziale Einbindung und klare Vorgaben auf Seiten der Institution wie ihrer Mitglieder. Das galt auch für die katholische Schule. Heute ist das nicht mehr der Fall: auf Seiten der Institution kaum mehr, bei ihren Mitgliedern noch weniger.

Meines Erachtens ist das gar nicht so schlimm. Denn dann muss man sich neu überlegen, was es bedeutet, „katholisch“ zu sein, und zwar jenseits der finanziellen, administrativen und auch nur traditionell-kulturellen Gegebenheiten. Im gewissen Sinne muss neu definiert werden, was es heute heißt, eine katholische Institution zu sein. Katholische Schulen müssen sich heute, wie fast alle katholischen Sozialformen, permanent neu erfinden.

Die Kirche verkündet einen Gott, über den sie nicht verfügen kann. Vielmehr muss er immer wieder neu entdeckt und geglaubt werden



Der Gottesbegriff Jesu als Zentralbegriff christlicher Schule

Was also heißt es, „katholische Schule“ zu sein? Es heißt zuallererst zu klären, woran die eigene Schule glaubt, und dann, ob es der Glaube an den Gott Jesu ist. Denn meine zweite These lautet eben:

Der Gottesbegriff könnte Perspektiven für die notwendigen Transformationsprozesse katholischer Schulen liefern.

Den Gottesbegriff hier einzuführen, tue ich mit der Unverzagtheit Luthers, der bekanntlich in seinem Katechismus geschrieben hat: „Woran Du Dein Herz hängst und worauf Du Dich verlässt, das ist eigentlich Dein Gott“ (Luther 1965, S. 22). Das, wovon eine katholische Schule spricht, und, mehr noch, das, wonach sich eine katholische Schule in ihrem Handeln, in ihrer Erfahrungswirklichkeit ausrichtet, das ist der Gott, den sie verkündet. Und sie verkündet immer einen Gott. Jede Schule verkündet einen Gott, nur: Ist es der Gott des Jesus von Nazareth?

Kirche ist dazu da, den Gott Jesu in Wort und Tat zu verkünden. Das ist ihr einziger Zweck, dafür gibt es alle und alles in der Kirche. Etwas ist überhaupt nur Kirche, wenn es und insofern es den Gott Jesu in Wort und Tat verkün-

det. Aber was ist das für ein Gott? Und welche Konsequenzen könnte ziehen, wer an ihn glaubt – und gar noch Schule macht?

Ich möchte zur Beantwortung der Frage auf eine Schlüsselstelle des Evangeliums verweisen: die Kreuzigung Jesu. Denn der Gott des Jesus von Nazareth, er scheint hier ziemlich deutlich auf. Und das gleich in doppelter Weise in zwei sehr unterschiedlichen Figuren. Er scheint auf im Schrei des Jesus am Kreuz und im Bekenntnis des Hauptmanns zum Sterbenden Jesus als dem Sohn Gottes. In Jesu „*Mein Gott, warum hast Du mich verlassen*“ und in der Umkehr, dem Mit-Leiden des Besatzers und Henkers und seinem Gottesbekenntnis „*Dieser ist wahrhaft Gottes Sohn*“ zeigt sich sehr dicht, wie in einem Brennglas, um welchen ganz anderen Gott es sich offenkundig beim Gott Jesu handelt.

Er ist ein entzogener, ein fremder, ja abwesender Gott, wenn es darum geht, mit ihm Herrschaft auszuüben, etwa vom Kreuz zu steigen und ein mächtiges Reich zu errichten, wie es die Theologen damals von ihm forderten. Dieser Gott eignet sich nicht, um Macht auszuüben und sich der Menschen oder gar seiner zu bemächtigen. Und er ist ein ganz und gar klarer Gott, wenn es darum geht, wo wir ihn entdecken können: bei den „Armen und Bedrängten“ (Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*, Nr. 1), bei den Leidenden, bei jenen, die alle übersehen.

Die Kirche muss von der grundsätzlichen Entzogenheit ihres Gegenstandes wissen – und allein das hat schon enorme praktische, nämlich ideologiekritische Funktion. Christliche Verkündigung, die ihre eigene Vorläufigkeit, Unzulänglichkeit, Machtlosigkeit gegenüber dem, von dem sie spricht, vergisst, ist nicht mehr christliche Verkündigung. Wo Gott zur Waffe in der Hand der Gläubigen wird, wo er gewusst wird und geheimnislos, wo er Menschenopfer fordert, ist er nicht der Gott des Christentums, sondern ein Macht-Götze des Menschen.

Doch diese Stelle macht aber auch klar, worin die Kriterien der Entdeckbarkeit des Gottes Jesu offenkundig liegen. Ein zentrales Kriterium der realen Entdeckung Gottes in den vielen Phänomenen und Zeichen der Welt ist hier die Fähigkeit zu solidarischem Mitleiden. Der Gott des Jesus von Nazareth unterscheidet sich von den Götzen der Macht.

Welchen Gott verkündet die Kirche? Das war die Frage. Halten wir nur zwei Dinge fest: Es ist erstens offenkundig ein Gott, der in einer merkwürdigen Dialektik der Nähe und Distanz zu den Menschen bleibt. Er verspricht seine Nähe, aber nicht als *Sicherheit der Entdeckung und des Besitzes*, sondern als *Sicherheit der Entdeckbarkeit*. Er kommt – auch kognitiv – den Menschen nahe und schenkt ihnen dennoch oder gerade darin Freiheit, selbst vor ihm selbst. Er entzieht sich seiner Bemächtigung, selbst durch Jesus.

Und er, der doch als Schöpfer von allem geglaubt wird, ist nicht im Großen und Mächtigen zu finden, sondern im Kleinen und Leidenden. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, aber in ihr zu finden – und zwar von allen und überall, *wo die Aufmerksamkeit der Liebe herrscht*. Daran kommen wir, kam die Kirche immer wieder vorbei: aber nicht auf Dauer, nicht ohne Schaden und nie ohne Schuld.

Was könnte sich daraus für katholische Schule ergeben? Ich möchte dazu drei Überlegungen vorlegen: Sie betreffen die Konsequenzen, wenn sich eine Schule unter den Gottesbegriff Jesu stellt. Ich möchte sie unter den Stichworten *Aufmerksamkeit, Solidarität und Kritik* abhandeln. Die Aufmerksamkeit bezieht sich auf die Welt, die Solidarität auf die Menschen, die Kritik aber auf die falschen Götter.

Aufmerksamkeit auf die Welt

Christliche Religion ist nicht Weltflucht, weder Flucht *aus*, noch Flucht *in* die Welt, sondern sie ist *Welt-Loyalität* (A. N. Whitehead). Der Gott Jesu hat sich eingelassen auf diese Welt, ganz und gar, mit Haut und Haaren, mit Leiden und Tod.

Er hat sich in Jesus eingelassen auf diese Welt. Er war kein unbetroffener Zuschauer, sondern ein Mensch, der keine Berührungängste hatte und in der Lage war, noch die größten gesellschaftlichen und religiösen Abgründe zu überwinden. Der Gott, den Jesus verkündet, ist kein Gott im reinen Jenseits, sondern der Gott eines Diesseits, das er kennt, auf das er sich eingelassen hat und das seiner liebenden Aufmerksamkeit sicher sein kann.

Der Zentralsatz einer christlichen Erkenntnislehre könnte daher lauten, dass die Wirklich-

keit nur erfahren wird, wenn man sich tatsächlich auf sie einlässt.

Und zwar so, wie sich Gott in Jesus auf die Welt eingelassen hat, ganz und gar (vgl. Wörther 1996, S. 109 f.).

Eine katholische Schule könnte Aufmerksamkeit auf das Neue und auch auf das Kleine einüben – und müsste sie natürlich selbst vorleben. Sie könnte den Mut vermitteln, in der Neugierde derer, die sich als Kinder Gottes glauben, alte Denkwege zu verlassen. Aufmerksamkeit, das ist nicht zuerst Vielwissen, sondern eine Haltung des Sich-verstören-Lassens durch die eigene Erkenntnis, durch die eigenen und fremden Erfahrungen.

Das ist die Fähigkeit hinzuschauen, wo andere wegschauen, das ist der Mut zu benennen, was man sieht, und nicht zu schweigen, nur weil es alle tun oder weil un bequem ist, was man da sieht. Aufmerksamkeit, das fordert übrigens auch den Ausbruch aus dem eigenen Ich-Panzer und bedeutet die Fähigkeit, sich vom Erkannten verändern zu lassen. Sie erfordert dann bisweilen auch das, was Paulus parrhesia nennt, die Tugend des Freimuts.

Aufmerksamkeit, das heißt auch Fremdheit zu akzeptieren, sich nicht nur im Eigenen zu bewegen, das heißt Hingabe und Mut. Gegenwartssensible, mutige Aufmerksamkeit auf die Welt, die Schüler/innen und Lehrer/innen umgibt: Das könnte eine katholische Schule, die von Gottes Aufmerksamkeit auf uns weiß, auszeichnen.

Und das heißt natürlich auch: Sie selbst müsste sich auszeichnen durch größere Aufmerksamkeit füreinander, der Lehrer/innen für die Schüler/innen, aber auch der Schulleitung für die Lehrer/innen und des Lehrpersonals untereinander. Das meint nicht einfach inszenierte Harmonie und Fröhlichkeit, im Gegenteil: Es meint Ehrlichkeit im Umgang miteinander und echtes Interesse aneinander. Nicht so sehr als moralisch zu erfüllende Forderung, sondern aus dem Wissen des Glaubens, dass im anderen, in jedem anderen ein Geheimnis steckt, ein Geheimnis Gottes zuletzt, der alle Menschen zu sich beruft und daher die Menschen füreinander zu einem seiner Zeichen macht.

Eine katholische Schule könnte Aufmerksamkeit auf das Neue und auch auf das Kleine einüben – und müsste sie natürlich selbst vorleben

Wer sich vom Gott Jesu getragen glaubt, kann auf dessen Welt voller Neugierde und Entdeckungsfreude zugehen, er kann das Abenteuer des Geistes und des Lebens wagen, und Schule sollte zu beiden Abenteuern anstacheln.

Aufmerksamkeit auf die Welt als internes Schulprinzip implementiert so etwas wie einen permanenten Generator von Neugierde, Veränderung, Unruhe, Experiment, Beweglichkeit, von Möglichkeitssinn und Entdeckerfreude. Für jede und jeden: die Reichen und Armen, die Gescheiterten und weniger Gescheiterten, die Privilegierten und weniger Privilegierten – katholische Schule sollte ihn anschalten mit aller nur denkbaren Entschiedenheit und Radikalität.

Alle haben das Recht auf das Abenteuer der Ideen, auf Entdeckungen, auf unkonventionelle Erfahrungen, auf eine Schule, die Aufmerksamkeit einübt. *Die Besten aber werden nicht wirklich exzellent ohne sie.* Denn Eliten, die nach festgelegten Mustern im Sinne ihrer Erfinder funktionieren, sind keine. *Produzierte Eliten sind halt oft nur die Reproduktion ihrer Produzenten und damit von vorneherein zweite Wahl.*

Solidarität mit den Menschen

Wenn christliche Schule sich und die SchülerInnen mit dem Gott Jesu konfrontieren will, dann muss sie aber zweitens realisieren, dass *ein zentrales Kriterium der realen Entdeckung Gottes in den vielen Phänomenen der Welt offenbar die Fähigkeit zu so lidarischem Mitleiden ist.*

Katholische Schulen könnten dies praktizieren und so diese Fähigkeit bei ihren Schülerinnen und Schülern grundlegen. Indem sie dies tun, verkündigen sie den Gott unseres Glaubens.

Viel wäre schon gewonnen, wenn katholische Schule aufmerksam und solidarisch in dem sein könnte, welche Wirklichkeit sie wahrnimmt und wie sie es tut, damit nicht übersehen wird, wo der Mensch und mit ihm Gott gerade stirbt. Eine katholische Schule muss auf diese Solidaritätspflicht, die eben schon mit dem beginnt, was überhaupt Thema wird, aufmerksam machen.

Es ist auch eine Konsequenz dieses Solidaritätspostulats, dass Lehrer und Lehrerinnen soli-

darisch mit den spezifischen Entwicklungsnotwendigkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler sind, diese als eigenwertige Persönlichkeiten sehen, unabhängig noch einmal von ihrer gesellschaftlichen „Brauchbarkeit“, so sehr man natürlich, auch in ihrem Interesse, Fähigkeiten vermitteln muss, die den Schülerinnen und Schülern erlauben, sich einen Platz in dieser Gesellschaft zu erarbeiten.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auch kurz auf das sehr aktuelle Thema der Elitenförderung eingehen. Zum einen: Es gibt Eliten und man muss sich ihrer annehmen. Eliten, die so nicht genannt werden wollen, wollen meist nur nicht erkannt werden. Die Verschleierung realer Einfluss- und Machtdifferenzen ist zudem nicht nur ein politisches, sondern ein zutiefst geistliches Problem. Dort nämlich, wo der Mensch sich und andere über die Umstände seiner Existenz hinwegtäuscht, wird seine Beziehung zu sich und zu Gott massiv gestört. Täuschung und Selbstbetrug, wie fromm kaschiert sie auch sein mögen, sind keine Grundlage für ein verantwortungsvolles Umgehen mit dem Nächsten und mit sich selbst, sind auch keine Grundlage für eine ehrliche Gottesbeziehung. Jede Begabung ist ein geistliches Problem: Für wen setze ich sie ein? Wie werde ich ihr gerecht? Wie gehe ich mit der Macht und dem Erfolg um, der daraus erwächst?

Im Falle besonders begabter Schüler/innen aber heißt das, dass die Spannung zwischen der egalitären Tradition des Christentums und der eigenen Privilegierung an Begabung, an Möglichkeiten und Erfolgen nicht verleugnet werden darf, sondern besprochen werden muss. Denn das Christentum kennt eine unzweideutige Option für die Armen und Marginalisierten, und sein Gott hegt offenkundig eher Sympathien für die Unterprivilegierten als für die Mächtigen und Verwöhnten. Die Spannung zwischen der egalitären Tradition des Christentums und der großen Solidarität, ja Liebe Gottes zu den Armen und Unterprivilegierten muss für eine katholische Schule Stachel im Fleisch ihrer Arbeit und speziell ihrer Begabtenförderung sein (vgl. Bucher 2001).

Kritik der falschen Götter

Aufmerksamkeit und Solidarität hatte ich als konkrete Handlungskonsequenzen unseres

Glaubens genannt. Es kommt noch eine dritte hinzu: die Kritik der falschen Götter.

Von Gott in Wort und Tat zu reden bedeutet nämlich immer und in gewissem Sinne zuerst Kampf gegen die Götzen. Götzen sind Götter, die ins Unheil führen. Die Rede von Gott hat zuerst eine kritische Aufgabe: zu sagen, was Gott nicht ist und was nicht Gott ist. Sie ist Wissen von den falschen Göttern und gerade darin Glauben an den richtigen.

Jede Rede von Gott hat daher vor allem falsche Götter zu identifizieren. Das sind alle Götter, die im Munde ihrer Verkündiger Verfügungsmasse eigener Interessen sind, die nicht vom Einzelnen je neu in seinem Leben, in seiner Wirklichkeit ihre Entdeckung einfordern, sondern deren Präsenz behauptet und daher von den anderen Menschen eingefordert wird. Umgangen wird damit die grundsätzliche Unverfügbarkeit Gottes für uns Menschen. Götzen sind jene Götter, die funktionieren, sei es im Interesse von staatlicher oder religiöser Herrschaft oder gar einer repressiven Pädagogik, sei es im Interesse eines „guten Lebens“ des Einzelnen, seiner selbstzufriedenen Behaglichkeit, seiner befriedeten Existenz.

Diese Nicht-Verfügbarkeit des Gottesbegriffs durch jene, die an ihn glauben, sie könnte für katholische Schulen ein zentrales Kriterium sein: Sprechen sie von etwas, das sie zu besitzen meinen und das sie anderen dann einfach so weitergeben, das sie gar pädagogisch funktionalisieren – oder lassen sie ahnen, dass sie alle gemeinsam, Schüler/innen wie Lehrer/innen wie Schulleitung unter diesem einen Geheimnis des entzogenen, unverfügbaren Gottes stehen? Oder anders gesagt: Stellt sich eine Schule selbst unter die Kritik des Gottes Jesu oder sich selbst an dessen Stelle, als letzte welterklärende Instanz, vielleicht dann auch noch sich selbst immunisierend mit dem Gottesbegriff? Kann man in katholischen Schulen die schöne alte Erfahrung des Psalmen machen, der singt: „Unsere Seele ist wie ein Vogel entkommen dem Netz des Jägers; das Netz ist zerrissen, und wir sind frei“ (Ps 124,7), oder singt man so, wenn man sie verlässt?

Aber noch etwas gilt vom Evangelium her: Alle Götter, die nicht auf der Seite der Leidenden und Bedrängten stehen, sind Götzen. Das ist denn

auch das materiale Kriterium einer jeden Götzenkritik. Sie liegt in der von Jesus radikal vollzogenen Identifikation von Gottes- und Nächstenliebe. In den Worten des 1. Johannesbriefs: „Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner“ (1 Joh, 4, 19).

An katholischen Schulen ist der notwendige Streit um Gott zu führen, hier wären Götzenkritik und Horizontöffnung einzuüben. Es ginge um die Entdeckung des Reichtums menschlicher Erfahrungen im Horizont jenes Gottes, dessen Reichtum unsere Hoffnungen grenzenlos übersteigt – notwendig ist daher die Kritik aller Stumpfheit, Trägheit, Erwartungslosigkeit dem eigenen Leben gegenüber.

- Es ginge um die Relativierung des eigenen Ichs vor dem Horizont jenes Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat – und daher um die Kritik aller Selbstüberschätzung im Umgang mit sich und anderen, Kritik aller Hoffnungen und Konzepte der Selbsterlösung.
 - Es ginge um die Befreiung aus fesselnden Abhängigkeiten im Horizont eines Gottes, der sein Volk aus dem Sklavenhaus geführt hat – und daher um die Kritik aller unterdrückenden Strukturen und Konstellationen: im Leben des Einzelnen wie im Handeln der Institutionen und Völker.
 - Es ginge schließlich um Anerkennung und Befreiung von der eigenen Schuld im Horizont eines Gottes, der uns und unser Leben in Jesus unendlich ernst genommen und erlöst hat – und daher um die Kritik eines für fremde und eigene Schuld unsensiblen und daher menschenverachtenden Lebens.
- Alle Schülerinnen und Schüler haben das Recht auf die Begegnung mit diesem Gott.

Das Kriterium: lästiges Zusatzmerkmal oder Ressource

Ein Kriterium, ob dieser Transformationsprozess tatsächlich gelingt, könnte sein, ob die Tatsache, eine Institution der katholischen Kirche zu sein, als einschränkend-lästiges Zusatzmerkmal oder als zusätzliche Ressource erfahren wird.

Rechtliche und finanzielle Steuerungsinstrumente halten die Kirche unter heutigen Bedingungen nicht mehr wirklich zusammen. Man muss sogar vermuten, dass der forcierte Einsatz solcher Steuerungsinstrumente in hohem Umfang kontraproduktiv wirkt.

Was Kirche zusammenhält, das ist die Erfahrung, dass die konkrete Konfrontation von Evangelium und eigener Existenz kreativ wird, dass sie existenzöffnend und befreiend wird, dass sie neue Horizonte erschließt, also Umkehr ermöglicht, und dass sie die Welt immer neu sehen lehrt. Genau dies, die handlungsbezogene Konfrontation von Evangelium und Existenz nennt das II. Vatikanische Konzil übrigens in seiner berühmten ersten Fußnote zur Pastoral-konstitution *Gaudium et spes* „Pastoral“, weswegen nicht nur Gemeinden pastorale Orte sind, sondern eben alle Orte, wo dies geschieht.

In der Kirche muss es zu einem Austausch von Erfahrungen kommen, der Schule als pastoralen Ort würdigt und eine gleichstufige Kommunikation ermöglicht

Was Kirche zusammenhält, das ist der Austausch solcher Erfahrungen, ist die Vernetzung von Orten solcher Erfahrungen, übrigens nicht nur synchron, sondern auch diachron, über die Zeiten hinweg zu den Vätern und Müttern unseres Glaubens. Die kreative Konfrontation von Evangelium und Gegenwart in Wort und Tat, sie geschieht an vielen Orten, in der Gemeinde, der Liturgie, in der Caritas-Sozialstation, an theologischen Fakultäten und eben auch an katholischen Schulen. Niemand sollte das Volk Gottes in seinem durchaus schwierigen Geschäft, diese kreative Begegnung von Evangelium und Existenz auch heute zu gestalten, verachten, nur weil diese kirchenkonstitutive Aufgabe heute unter radikal anderen Bedingungen geleistet werden muss als früher.

Aus der Perspektive der unterschiedlichen kirchlichen Handlungsorte und also auch der Schule heißt das aber: Ist ihnen ihre Kirchlichkeit eine weitere Ressource, intellektuell, spirituell, institutionell, oder doch eher eine irgendwie versteckt lästige Pflicht? Wohlgemerkt, das ist nicht so sehr eine Einstellungs-, sondern eine Faktenfrage. Und sie betrifft auch nicht nur die Schulen und ihre Lehrer/innen selbst. Sie betrifft auch das kirchliche Umfeld der Schulen: Ver-

steht es sich als deren Kontroll- oder als deren Ressourcenzinstanz? Ist es interessiert an den sehr heiklen, prekären, schwierigen pädagogischen und pastoralen Erfahrungen dieser kirchlichen Orte oder nicht? Sucht es den gleichstufigen, wertschätzenden, dabei aber offenen und ehrlichen Austausch oder nur das formale und letztlich inhaltsleere Gespräch zwischen Behörden?

Nach einer Phase der Integration um den Klerus im „katholischen Milieu“ und der Phase eines verständlichen „pastoralen Autonomismus“ wäre es weiterführend, mehr wirkliches Interesse füreinander zu zeigen. Dazu muss alles abgebaut werden, was gleichstufige, wertschätzende Kommunikation zwischen pastoralen Orten verhindert. „Gleichstufige, wertschätzende Kommunikation“ ist nun bekanntlich ein empfindliches Pflänzchen, aber unabdingbare Voraussetzung einer jeden ernsthaften Begegnung. Der dringlich erforderliche Austausch über die Erfahrungen unterschiedlicher pastoraler Orte ist außerhalb eines kommunikativen Milieus wechselseitiger Anerkennung nicht möglich.

Freilich gilt umgekehrt auch: Können jene, die katholische Schule gestalten, die kognitiven, spirituellen, institutionellen Ressourcen ihrer Kirchlichkeit als solche erkennen? Oder interessiert sie das gar nicht? Gibt es überhaupt einen Ort, wo sie diese Frage angstfrei erörtern können?

Ich möchte hier denn auch drei Implementierungsvorschläge machen:

An katholischen Schulen wäre ein permanenter Selbstdefinitionsprozess zu ihrem kirchlichen Selbstverständnis und dessen Praxiskonsequenzen zu etablieren.

Wenn es nicht mehr selbstverständlich ist, was katholische Schule ist, und wenn das kontextlos auch gar nicht mehr zu definieren und konkretisieren ist, dann braucht man meines Erachtens an einer katholischen Schule einen Ort dauerhafter, möglichst viele einbeziehender, gleichstufiger, nicht-direktiver Reflexion darüber, was es denn konkret für sie bedeutet, katholische Schule zu sein.

Das hätte eine wirkliche Zukunftswerkstatt zu sein, in der experimentiert, phantasiert und kreierte werden darf und soll – und das gerade nicht folgenlos. In ihr hätten alle vertreten zu sein und es käme natürlich alles darauf an, hier ein gutes Kommunikationsklima zu schaffen. Aber dieser „heiße Kern“ einer katholischen Schule müsste als Generator der dauernden Veränderung, der dauernden Reflexion, der dauernden Konfrontation von Anspruch und Wirklichkeit wirken und nicht als bürokratisch-ideologisches Aufsichtsorgan.

Ich werde, schaue ich auf und in Schulen, den Eindruck nicht los, dass es sich da um einen zur Zeit hoffnungslos überregulierten Ort handelt – inklusive der vielen kleinen Fluchten Einzelner, wie man es an solchen Orten dann halt macht, um zu überleben. Phantasie, Kreativität, Spontaneität aller Beteiligten könnten wohl noch ein wenig mehr gefördert, besser wohl freigesetzt werden. Zu all dem ist institutionelle Phantasie notwendig, die Abkehr von Überregulierung und Sozialformkonservatismus. Warum wagt man da nicht mehr? Warum wagt man etwa nicht mehr innovative Distanz zum staatlichen Schulsystem in den Lehr- und Unterrichtsformen und selbst den Lerninhalten?

Es ist nicht mehr selbstverständlich, was es heißt, eine katholische Schule zu sein, und man kann es auch nicht einfach von oben verordnen. Also brauchen katholische Schulen einen Ort, wo genau dies für diese Schule definiert und konkretisiert wird. Dass dabei all die heute geläufigen Instrumentarien wie Supervision, externe Prozessbegleitung, Leitbildprozesse sowie permanente Konfrontation mit kritischen Außenperspektiven eingesetzt werden sollten, scheint mir eher selbstverständlich. Das wäre meine erste Empfehlung.

Katholische Schulen sollten ihre Schüler/innen selbstbewusst mit den komplexen Ressourcen unserer Kirche konfrontieren!

Katholische Schulen sollten explizit mit der theoretischen Komplexität wie mit den vielfältigen rituellen und sozialen Praktiken unserer großen christlichen Tradition konfrontieren.

Gerade die katholische Tradition provoziert Komplexitätserfahrungen. Weder formal noch

inhaltlich gibt es ein herausfordernderes Denken als etwa die christliche Theologie. Tradition, das ist die „Demokratie der Toten“, hat Chesterton einmal gesagt, aber nicht nur Stimmen tauchen da auf, sondern auch Bilder, Ästhetiken, Techniken des Selbst, also Diskurse und Praktiken unzähliger Art. Katholische Schule sollte in die Auseinandersetzung mit ihnen führen. Das alles ist ein einziger Problemgenerator und nicht der unintelligenteste. Es ist ein Generator von Wirklichkeitserfahrung: Christliche Schule sollte ihn anschalten, selbstbewusst und kompetent.

Dabei ist mir eine Unterscheidung sehr wichtig: Die theoretische Auseinandersetzung mit der katholischen Tradition kann niemandem an einer katholischen Schule erlassen werden, in der religiösen Praktik aber gibt es nichts als Freiwilligkeit. Katholische Schulgottesdienste als kohortengeführte Veranstaltungen zwischen Chaotik am Rande der Blasphemie und repressiv hergestellter Ruhe sind mir, ich gestehe es, ein Greuel.

Selbstbewusstes, vielleicht auch selbstbewusstes Angebot an theoretischer, ritueller wie sozialer Praktik unseres Glaubens braucht gerade im Ritualen keinen Zwang, aber dafür Kenntnisse vom Reichtum unserer theologischen, spirituellen wie sozialen Religionsgeschichte, inklusive übrigen ihrer Abbrüche und Abgründe.

Katholische Schule hätte ein Ort zu sein, der seine Kirchlichkeit als kognitive, spirituelle und institutionelle Ressource begreift, die man im Unterschied zu anderen hat

Katholische Schulen sollten nach dem Ende der alten Einbettung ins katholische Milieu an Strukturen intelligenter Vernetzung kirchlicher Handlungsorte arbeiten.

Vom Zwang zur Ressource: Das gilt beim Ritus, das gilt auch bei der kirchlichen Einbettung katholischer Schulen. Das alte Integrationsmuster einer professionell vom Klerus praktisch allein geprägten Kirche ist gegenwärtig weitgehend einem freundlichen Desinteresse der pastoralen Handlungsorte untereinander gewichen.

Katholische Schulen aber sind Teil eines weiten, bunten, faszinierenden Handlungs- und Traditionsraums, von der Missionsstation in Ghana bis zur theologischen Fakultät, von der Beratungsstelle der Caritas bis zur Jugend-

gruppe. Warum nutzen katholische Schulen diese Einbettung in ein weit gespanntes Netzwerk kirchlicher Handlungsorte so wenig?

Ich möchte von einer faszinierenden Gegen- erfahrung berichten: Unsere Tochter ist an einer katholischen Schule in Bonn, ihre Religionslehrerin ist stark für eine salesianische Mission in Ghana engagiert, die sich vor allem um den Aufbau der Mädchenbildung kümmert. Unsere Tochter war bislang zwei Mal in ihren Sommerferien als Freiwillige mit Mitschülerinnen vor Ort, gemeinsam mit polnischen Studierenden. Beim zweiten Mal wurde sie in Ghana vom dortigen Bischof gefirmt. Diese Erfahrung einer sozial engagierten, multikulturellen Weltkirche war für die religiöse Sozialisation und die Bildungsgeschichte unserer Tochter sicher wichtiger als vieles andere.

Warum können, und hier spricht der Pastoraltheologe, der da etwas freizügiger gegenüber Lehrplänen und anderen schönen Dingen des schulischen Lebens sein darf, warum können katholische Schulen nicht den Religionsunterricht der Oberstufe generell als Projektunterricht durchführen, als vor- und nachbesprochene Exkursionen in den Erfahrungsraum Kirche, in Diakonie, Pfarrei, Theologie, Weltkirche? Freilich unter Wahrung aller Freiheit, wie sich die Schüler/innen dann dazu selbst stellen.

Die unentrinnbare Dialektik von Leistung und Gnade

Soweit meine Vorschläge. Sie laufen im Kern darauf hinaus, katholische Schule vom Gottesbegriff Jesu her zu konzipieren – als einen Ort mit wahrhafter Lust auf die Entdeckung der Welt, als einen Ort, wo man Solidarität mit den Leidenden und untereinander einübt und erfährt und wo man die Entlarvung von Götzen lernt.

Die Verpflichtung auf den Gott Jesu könnte dabei für eine katholische Schule so etwas wie die eingebaute Selbstverunsicherung sein: Er öffnet sie über ihren eigenen Horizont hinaus, er ist ein Prinzip ihrer Selbstrelativierung.

Sie weiß, dass sie wichtig, aber nicht das Wichtigste ist.

Und katholische Schule hätte ein Ort zu sein, der seine Kirchlichkeit als kognitive, spirituelle und institutionelle Ressource begreift, die man im Unterschied zu anderen hat, auf die man zurückgreifen kann, in aller Freiheit und abseits aller versteckten oder offen machindizierten Kommunikationsverzerrungen.

Noch ein Letztes, und diesmal aus der Perspektive der Schüler/innen: Sie haben ein Recht darauf, so gut ausgebildet zu werden, wie nur immer möglich. Und die Gesellschaft hat ein Recht auf ihren Beitrag zu einer humanen Zukunft in gefährlicher Zeit.

Aber wenn wir oder unsere Kinder so gut sind, wie sie nur können, sind wir eigentlich noch gar nichts. Die eigentlichen Probleme unseres Lebens sind damit noch überhaupt nicht gelöst, noch nicht einmal berührt.

Menschliches Leben kommt aus dieser Dialektik nicht heraus. Christliches Leben weiß von ihr. Christliche Schule sollte dieses Wissen vermitteln – und kann dann vielleicht Menschen entsenden, die ein wirklicher Segen sind: für unsere Gesellschaft, für jene, die sie lieben, und auch für sich selbst.

Literatur

- BUCHER, ANTON A. (1996): Religionsunterricht. Besser als sein Ruf? Empirische Einblicke in ein umstrittenes Fach, Innsbruck-Wien.
- BUCHER, RAINER (Hrsg.) (2003): Die Provokation der Krise, Würzburg.
- DERS. (2001): Gekaufte Eliten? Zur theologischen Problematik kirchlicher Begabtenförderung. In: Stimmen der Zeit 219, 235–247.
- DERS. (2001): Was kann katholische Schule heute noch leisten? Überlegungen zu den aktuellen Schwierigkeiten eines pastoralen Ortes. In: Christlich pädagogische Blätter 114, 87–94.
- DERS. (2000): Religionsunterricht zwischen Lernfach und Lebenshilfe. Eine empirische Untersuchung zum katholischen Religionsunterricht in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart-Berlin-Köln.
- DERS. (1999) Pluralität als epochale Herausforderung. In: H. Haslinger, G. Stoltenberg, L. Karrer u.a. (Hrsg.) (1999): Praktische Theologie. Ein Handbuch, Bd. I: Mainz, 91–101.
- GABRIEL, KARL (1992): Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg/Br.-Basel-Wien.
- LUTHER, MARTIN (1965): Der große Katechismus. In: Ders.: Ausgewählte Werke in 6 Bänden, München.
- WÖRTHER, MATTHIAS (1996): Als ich noch älter war. Durch Dogmen das Leben entdecken, Würzburg.

aus: engagement Heft 2/2005